

Die Hausdame

Autor(en): **Burg, Anna**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **24 (1934)**

Heft 51

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648165>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Beruhigung, sie in so guten Händen zu wissen. Er hat mir nur weh getan, daß ich Sie nach Mamas Tod nicht zu uns nehmen konnte, aber da mein Mann unsere Lina aus seinem Elternhaus mitgebracht hatte, war es nicht möglich. Doch wird Ihnen nie vergessen sein, wie treu Sie unserem Mütterlein beigestanden sind in froher und schwerer Zeit.“

„Ach, ich konnte ja damit ja nur ein ganz kleines Teilchen von ihrer unendlichen Güte heimzahlen. Von unserm Hergott wird sie jetzt den vollen Lohn dafür empfangen Seit ihrem Heimgang, also seit vier Jahren, bin ich ja auch wieder in einer guten Stelle, d. h. wo ich selbstständig bin, ein hübsches und im Winter warmes Zimmer habe und einen guten Lohn — aber die Leute sind nicht vom Schlage Ihrer Mutter. Für meine zwei Damen ist die Magd eben nichts anderes als eine Magd. Sie denken wohl kaum daran, daß eine solche auch eine Seele und Gefühle wie höher stehende Menschen besitzen kann. — Und so kam es, daß ich wieder von neuem hungrig wurde nach Wärme und Liebe, nach einem verstehenden Menschen, und und so kam eben das andere“

(Schluß folgt.)

Die Hausdame.

Eine Weihnachtsgeschichte von Anna Burg.

Es hatte doch kaum zu schneien begonnen und schon lag der Park ganz weiß verhüllt. Noch tiefer war die Stille geworden, noch eindringlicher der Eindruck von Einsamkeit, die doch schon in hellen Sommertagen das abseits liegende Gut umschloß. Die hohen Tannen, deren Zweige sich mit wohligem Seufzen unter der weichfallenden Decke ein klein wenig abwärts senkten, bildeten eine immer dichter werdende Mauer um das alte vornehme Haus, dessen Säulenfront nur schwach erleuchtet war. Eine Haustorlampe gab ihren ruhigen, steten Schein in die von Schneelicht flimmernde Dämmerung ab. Alle Fenster der Vorderseite waren dunkel. Im ersten Stock stand am Edelfenster eine Frauengestalt. Aus müdem, gealtertem Antlitz schauten zwei melancholische Augen in das Spiel der Floden hinaus.

Viele Leute sehen den Schnee gern, dachte die Einsame. Ich sah ihn früher auch gern. Man fühlt sich so eingeschlossen, so geborgen! Aber nur, wenn man ein ruhiges Herz hat, kann man sich über die Natur freuen. Oder wenigstens wenn man weiß, wo man zu Hause ist. Noch vor einem Jahr habe ich mich auch über den Schneefall gefreut. Ich glaubte wirklich, für immer oder doch auf Jahre hinaus eine Stätte gefunden zu haben. Ich dachte nicht mehr an eine Wanderung. Es ist nicht schön von ihm, daß er mich so kalten Herzens wieder ziehen läßt.

Sie wandte sich vom Fenster ab. Es war nun in dem hochelegant eingerichteten Salon ganz dunkel geworden. Sie drehte das Licht an. Aus schöner Deckenlampe strömte angenehm gebaltene Helligkeit über die vornehme Einrichtung des Gemaches. Die Frau, die gut, aber ganz einfach gekleidet war, zog sorgfältig die an goldenen Stangen laufenden Gardinen zu, rückte an den Stühlen, nahm ein Staubfächerchen von dem dunkelgetönten Perserteppich auf und schaute sich noch prüfend um. Dann schob sie eine breite Schiebetür zurück, ließ mit einem Fingerdruck das anstoßende Gemach in volle Beleuchtung treten und durchschritt auch dieses mit musterndem Blick und da und dort ordnender Hand. Es war dies ein Speisesaal mit langer Tafel, mit



Es ist ein Ros' entsprungen ... Scherenschnitt von Luise Hoff.

Glaschränken, in denen es von Kristall und Silber funkelte und mit allen zu einem behaglichen Wohnzimmer nötigen Möbelstücken. Das nicht Alltägliche in diesem Raum war die schön geschmückte Weihnachtstanne, die auf einem Seitentisch gegenüber einem hohen Pfeiler Spiegel stand, in dem sie schweigend und feierlich ihre edle Form, den diskreten Schmutz ihrer Zweige betrachtete. Ein ganz leiser Duft strömte von ihr aus. Die Tafel war in der Mitte für drei Personen gedeckt. Teller, Besteck und Gläser von ausgefeiltestem Geschmack. Alles hatte etwas Erwartungsvolles. Aber die Augen der Frau glitten über alles mit demselben zwar aufmerksamen, aber unbeteiligten Blick.

Sie war ja nicht die Hausfrau, sondern nur die Hausdame, die nun seit mehr als sechs Jahren dem verwitweten Großkaufmann Enderlin treulichst Haus und Habe verwaltet hatte. Enderlin war ein Mann zwischen vierzig und fünfzig, der seiner verstorbenen Frau, wie man sagte, so innig nachtrauerte, daß eine Wiederverheiratung für ihn nicht in Frage kam und der seiner Hausdame mehr als einmal versichert hatte, wie glücklich er sich schätze, endlich die Person gefunden zu haben, der er sein Hauswesen samt den Diensthofen in den langen Zwischenräumen seiner Abwesenheit ohne jede Sorge anvertrauen konnte. Denn er war viel auf Reisen und pflegte sich nur im Sommer so recht seines Landsitzes zu freuen, zu welcher Zeit er dann auch das Haus mit Gästen anfüllte, die es sich in den behaglichen Räumen und dem schönen Park wohl sein ließen. Es war dies jeweils nicht die schönste Zeit für Frau Verena Barberini, die Hausdame, gewesen; denn unter den weiblichen Gästen waren oft Mütter mit Töchtern angekommen, und die Furcht, es möchte darunter eine zukünftige zweite Frau ihres Herrn sein, war nie

ganz von ihr gewichen. Mit tiefem Aufatmen hatte sie dann die gefährlichen Eindringlinge wieder verreisen sehen, auf ihre Beobachtung vertrauend, die ihr keine verdächtige Annäherung des Hausherrn an eine der Schönen verraten hatte. Und nun war es doch geschehen. Unvorbereitet hatte sie die Nachricht getroffen, daß Herr Enderlin sich verlobt habe und sich zu Weihnachten vermählen würde.

Zwar war es Frau Berena nicht im Traum eingefallen, für sich selbst Hoffnungen zu hegen, wie die böse Welt sie sonst Hausdamen, die einen Witwer betreuen, ohne weiteres zutraut. Sie wußte zu gut, daß sie eine alte, verblühte Frau war, die aus ihrer guten Zeit nichts anderes bewahrt hatte als den sichern Takt, den selbstverständlichen Anstand in jeder Situation. Aber es war ihre leise Hoffnung gewesen, Jahr um Jahr in der verhältnismäßig angenehmen Stellung zu bleiben, vor des Lebens Sturm und Not, die sie reichlich genug erfahren, beschützt zu sein und von dem gutbemessenen Gehalt soviel zurückerlegen zu können, um sich für die letzten Lebensjahre gesichert zu fühlen. Nun war das auf einmal wieder vorbei. Sie sah sich genötigt, ein anderes Unterkommen zu suchen, und was ihr am wehesten getan, das war die lächelnde Gelassenheit, mit welcher Herr Enderlin ihr seine Vermählungsabsicht mitgeteilt und ihre darauf erfolgende Kündigung angenommen hatte. Es war ihm also ganz gleichgültig, daß sie wieder ihres Weges ziehen mußte, und er hatte auch nicht die geringste Anspielung gemacht, als ob er selbst sich bemühen wollte, ihr eine andere ähnliche Stelle zu beschaffen. Natürlich dachte er an ihre Tochter, an die sie sich ja wenden könne. Aber einmal war diese Tochter nicht von Frau Berenas Blut, sondern stammte aus einer ersten Ehe ihres Mannes, und obwohl sie sie innig liebte und in bestem Einvernehmen mit ihr gelebt hatte, so konnte sie doch nicht daran denken, bei dieser schönen Viola eine Heimat zu suchen. Viola war eine berühmte Schauspielerin, die bei aller fraglosen Anständigkeit doch ein viel zu ungebundenes Leben führte, als daß Frau Berena sich eine Vereinigung mit ihr hätte denken können. Zur Theatermutter schien sich Frau Berena gar nicht zu eignen. Ueberdies wäre es ihr unerträglich gewesen, einem ewigen Wechsel unterworfenen, ungeordneten Hausstand vorzustehen und die plan- und ziellose Verschleuderung des Einkommens mit anzusehen, wie sie bei dem Künstlervolke üblich ist. Dann hatte auch Viola seit Monaten auf die Briefe der Stiefmutter nicht mehr geantwortet, und Frau Berena wußte nicht einmal, ob sie in ihrem alten Engagement in München geblieben oder einer Gastspieleinladung nach Amerika gefolgt sei. Da dies Stillschweigen nichts Außerordentliches war, so beunruhigte es Frau Berena weiter nicht, vertiefte aber ihr Gefühl der Verlassenheit.

So waren es denn keine weihnachtlichen Empfindungen, mit denen die Hausdame durch die geordneten Räume schritt und zum tausendvierten Male sich versicherte, daß alles in Ordnung und zum Empfang des neuvermählten Paares bereit sei. Sie war eben noch in der Küche gewesen, wo Köchin und Stubenmädchen sich der Zubereitung eines ausgewählten kleinen Festmahles widmeten, und schritt nun wieder durch den langen Korridor, von Unruhe und Traurigkeit getrieben.

„Die muß jetzt auch wieder ein anderes Dach suchen“, sagte die Köchin hinter ihr her. „Wohl wär's ihr hier gewesen. Und uns geht's am Ende auch übel, wenn eine neue Madame einzieht.“

„Ja“, bestätigte das Stubenmädchen, „mit der Frau Barberini konnte man sich vertragen. Sie war sozusagen unseresgleichen.“

„Und doch nicht ganz“, meinte die Köchin, „ich hätte mich nicht unterstehen wollen, ihr vertraulich zu kommen.“

„Aber ein Herz hat sie doch für alle Leute. Wie sie den Martin gepflegt hat! Wissen Sie nicht mehr?“

„O ja, gewiß — ich sage ja nichts!“

Die Besprochene schritt rastlos weiter von Raum zu Raum, und draußen sank der Abend und legte einen immer dichter werdenden Schneeschleier um Haus und Garten. Nur ganz gedämpft tönte jetzt der Glodenklang vom Vespersläuten aus dem Dorf herüber. Als Frau Berena wieder in den Speisesaal trat, umfing sie der zarte Duft des Weihnachtsbaumes. Und einen Augenblick erfüllte sich ihr mattes Herz wie mit sanftem Heiligabendfrieden. Es war immerhin Weihnachten. An diesem Tage durfte man nicht so mutlos einhergehen, wie sie es jetzt tat. Die frohe Botschaft galt auch ihr. Das Herz mußte sich nur dafür öffnen. Sie atmete tief und schloß die Augen und sammelte sich innerlich, wie sie es so oft in ihrem Leben getan hatte, zu einem raschen kräftigen Gebet. Die geheimnisvolle Verbindung mit der höhern Welt stellte sich auch sofort her. Sie fühlte einen sanften Trost in ihr Herz fließen und konnte ruhig an die Ankunft der neuen Hausfrau denken. Schließlich war ihr selbst durch ihren Vertrag der Verbleib unter diesem Dache noch für drei Monate gesichert. Bis dahin war es Frühling; sie konnte ein neues Unterkommen finden, obwohl dies für eine über fünfzig Jahre alte Frau nicht so leicht war; im schlimmsten Falle würde sich doch wohl die Stieftochter ihrer annehmen; die Hauptsache war, daß sie gesund blieb. So sprach sie beruhigend und tröstend mit sich selbst und setzte sich an ihren gewohnten Arbeitsplatz im Edzimmer. Sie nahm eine Handarbeit. Es war erst sechs Uhr. Aber sie hörte, daß im Hof der Schlitten bereitgemacht wurde, mit dem die Erwarteten von der Station abgeholt werden sollten. Es war dies eine Idee von Karl, dem Chauffeur, der bei jeder Gelegenheit die Pferde dem Auto vorzog. Er behauptete, alle Wege seien so verschneit, daß der Schlitten das einzig mögliche Fuhrwerk sei. Man hörte das Stampfen der lebhaften Pferde, das leise Klingeln des Schlittengeläutes. Das hatte alles einen träumerischen Reiz, so daß Frau Berena in immer tieferes Sinnen verfiel und sich Erinnerungen überließ, die sie sonst eher von sich wies. Sie gedachte eines Weihnachtsabends, der fünfundzwanzig Jahre zurücklag, wo sie mit ihrem Gatten und seinem verwaisenen Töchterchen zum ersten Male im eigenen Heim bei einem Christbaum gesessen hatte. Sie sah den warmen Blick ihres Mannes auf sich ruhen, fühlte, wie das Kind leidenschaftlich zärtlich seine Arme um ihren Hals schlang und sie Mutter nannte. Die Seligkeit jener Stunde kam ihr jetzt traumhaft vor. Das Leben hatte sie schon nach wenigen Jahren wieder hinausgestoßen aus dem friedlichen Hafen, da ihr Mann starb und das achtzehn Jahre alte Stieftöchterlein sich mit Ungestüm der ersehnten künstlerischen Laufbahn zuwandte. Zehn Jahre lang hatte sie dann einem großen, unruhigen Hauswesen vorgestanden als die oberste Aufsicht in einer Fremdenpension, und mit großer Erleichterung war sie vor sechs Jahren aus jenem für ihr Wesen viel zu geräuschvollen Treiben in die vornehme Stille dieses Landsitzes eingezogen, hoffend, hier eine bleibende Stätte gefunden zu haben. Wie töricht war es doch von ihr gewesen. Um so härter hatte sie jetzt der Schlag getroffen, sich aufs neue einer unbekannten drohenden Zukunft gegenüberzusehen. Auf und ab wogten in ihrem Herzen trübe Gedanken abwechselnd mit den tröstenden Ermahnungen, die sie sich selbst gab.

Auf einmal fuhr sie erschrocken auf. Sie hatte es gar nicht beobachtet, daß der Schlitten fortgefahren war. Jetzt tönte durch die lastende Schneestille siegreich das lustige Klingeln. Der Schlitten fuhr in den Hof.

Ein Herzklopfen, wie sie es noch nie empfunden zu haben glaubte, überfiel Frau Berena. Sie stand mitten im Zimmer, außerstande, sich zum Empfang mit ihrer gewohnten Ruhe zu rüsten. Und doch mußte es sein. Sie riß sich förmlich gewaltsam aus der allzu tiefen Traumversenkung, der sie sich überlassen; ihre Stirne wurde glatt, ihre Hände wurden ruhig, und ihr Schritt war fest,

als sie den Korridor entlang dem Vestibül zuschritt, wo man bereits die kräftige Stimme des Hausherrn hörte. Durch die Glastür, die sie noch von den Ankommenden trennte, sah Frau Verena, wie Karl einige Koffer in die Halle trug; sie sah eine hohe, schmale, ganz in Pelz gehüllte Frauengestalt, sah den Hausherrn mit lachendem Gesicht, auf dem eine neue Jugend aufzublühen schien, nach dieser reizenden Frauengestalt schauen.

Frau Verena senkte den Blick. Sie öffnete die Glastür, die in das Innere des Hauses führte, weit und stellte sich bescheiden und zur Begrüßung bereit neben dies offene Tor.

Da nahm der Hausherr die junge Frau bei der Hand, zog sie sanft über die Schwelle und sagte laut: „Sei willkommen in meinem Hause!“

Dann wandte er sich Frau Verena zu und bot ihr die Hand mit den Worten: „Ich bringe Ihnen meine Frau, verehrte Frau Barberini. Ich habe mich lange gefreut auf den Augenblick, wo Sie beide sich gegenüberstehen würden.“

Frau Verena versuchte zu lächeln. Sie blickte unsicher nach der jungen Dame hin, die bisher kein Wort gesagt hatte und nun schweigend damit beschäftigt war, den dichten Schleier, den sie um Gesicht und Pelzmütchen geschlungen hatte, abzunehmen. Bis dies geschehen war, verging eine Minute in tiefer Stille. Dann fuhr Frau Verena zurück, tat einen Schrei und fühlte sich im nächsten Augenblick umschlungen, hörte im nächsten Augenblick an ihrem Ohr ein glücklich lachendes „Mutter!“

„Du bist's? Du bist's?“ stammelte sie.

Es war ihre Stieftochter Viola, die vor ihr stand in lächelnder, seliger und beseligender Schönheit.

„Ich bin's!“ rief sie. „Ist das nicht eine Weihnachtsüberraschung, die sich sehen lassen darf?“

Erst als Frau Verena in das schmunzelnde Gesicht des Hausherrn blickte, glaubte sie an das Geschehene.

Eine halbe Stunde später sah man an der gedeckten Tafel im Angesicht des in vollem Lichterglanz strahlenden Baumes. Frau Verena konnte keinen Bissen essen. Tränen der Freude rannen ihr aus den Augen. Denn das, was als selbstverständliche Folge aus der großen Überraschung für sie hervorging, war die Gewißheit, nicht heimatlos zu werden, sondern für immer unter diesem Dach geborgen zu bleiben. Sie erfuhr, wie sich die Neuvermählten kennengelernt, erfuhr, daß Viola selbst ihres unsteten Lebens überdrüssig war, und man erzählte ihr, wie man sich darauf gefreut habe, sie mit dieser Neuigkeit zu überraschen.

„Sie werden weiterhin mein treuer Hausgeist sein“, sagte der Hausherr zu Frau Verena, „denn meine Frau weiß nichts von der Verwaltung eines Hauswesens und soll es bei ihrer Mutter lernen.“

„Und wenn mich — was wohl oft geschehen wird — der unwiderstehliche Drang in die Ferne ankommt, so daß ich mit meinem Herrn und Gebieter in die Welt hinausziehen werde, wirst du uns das Nest immer warm und traulich halten.“

Es war ein glücklicher Weihnachtsabend. Man trennte sich erst spät. Und es war Frau Verena, als werde ihre Träumerei wahr, die sie vor einigen Stunden in die Vergangenheit geführt hatte, als die schöne junge Frau ihre Arme um ihren Hals schlang und ihr in leidenschaftlicher Freude zuflüsterte: „Mutter!“

Rundschau.

Auf der Rutschbahn der Deflation.

Das Kabinett Flandin in Frankreich hat einen höchst bedeutungsvollen Kampf um die Erledigung der Getreidenot hinter sich; was der Nachfolger Doumergues hier durchgetroßt, wird der Bauernschaft eine Konkurswelle

bringen, an welche all die antiparlamentarischen Ankläger nicht gedacht. Noch weniger werden sie an das denken, was folgen muß: Im Wahne, daß man das Politische in den Vordergrund stellen, der Regierung mehr Autorität verleihen und die hemmenden Einsprüche der Wähler und ihrer Deputierten zum Schweigen bringen müsse, vergessen sie das Wichtigste, nämlich das Studium des richtigen Weges. Und darum „fressen“ selbst die von geheimen Mängeln vor der Diktatur geplagten Députés die verkehrtesten Maßnahmen.

Frühere französische Regierungen, die noch mehr als die heutige vom Parlament hielten, hatten den Bauern einen Stützungspreis für ihr Getreide versprochen und ausbezahlt; heißt das, die Bauern wurden vielfach vom Zwischenhandel um die Früchte dieser Stützung gebracht. Während man heute ausländisches Getreide für 50 oder weniger französische Franken kaufen kann, vergütete der Staat die Differenz vor kurzem noch bis auf 130 Franken. Flandin hat nun durchgetroßt, daß ein gesetzlicher fester Stützungspreis nicht mehr gewährt wird. Der Regierung soll es erlaubt sein, bis auf 90 oder weniger Franken hinunter zu gehen. Erfolg: Panik unter den Bauern, die in den Provinzen draußen loschlagen, was sie können, und sei es auch auf der Höhe des Preises für Uebersiegetreide.

Aber nicht das allein: Den Bauern soll auch der Kostenbetrag für die Beseitigung der heute bestehenden Lagerbestände aufgebürdet werden. Die Regierung will die Stods zu Spirit verarbeiten lassen, oder im Auslande verschleudern, oder als Viehfutter absetzen. Wenn diese Stods verschwinden, wird sich ein „gerechter und gesunder Preis“ halten lassen, wird theoretisiert. Preistreibend soll auch eine Getreidesteuer wirken, die man zur Tilgung eben jener Liquidationskosten für Getreidestods erhebt. Es fällt der Regierung nicht ein, zu überlegen, daß die Woge des Preisabbaues geradezu die Dämme einreißen und alle schönen Hoffnungen zerstören wird, welche an das Verschwinden der alten Vorräte und die Kornsteuer geknüpft werden.

Täglich wachsen die Arbeitslosenzahlen in Frankreich, mehrten sich die Fabriken, die schließen, geht der Auslandsablaß zurück, bemerkt man, daß fremde Staaten Miene machen, französischen Waren den Weg zu sperren, da ja doch auch Frankreichs Volk immer weniger kaufen kann ... und täglich schrumpfen die Portemonnaies, welche dem französischen Staat Steuern bezahlen müßten. Frankreich, wohin wird der Weg gehen?

Italien ist um ein ordentliches Stück weiter abgerufen. Man sollte meinen, die seit bald einem Jahrzehnt immer erneut angelegte Schraube der Lohn- und Preissenkung habe dem Export aufgeholfen und die Lira befestigt, die Zahlungsbilanz aktiv gestaltet, den inländischen Markt befruchtet und somit auch dem Staate die Ausbalancierung seines Budgets ermöglicht. Man sollte denken, daß die Methode in Italien Erfolg haben müßte, wenn sie schon in Deutschland fehlging. Italien kann sich ja nicht mit Reparationslasten herausreden!

Aber nichts von alledem! Die Staatsschuld wächst jährlich um 3—4 Milliarden Lire und steht heute auf 104 Milliarden, und die Handelsbilanz nimmt immer schlimmere Proportionen an. Da Italien zum Goldbloß gehört, bekämpft es den Druck auf die Lira mit Goldabgeben. Anfangs 1934 besaß die „Banca d'Italia“ noch eine Deckung von 7100 Millionen Lire. Heute steht sie unter 6000 Millionen. Das ist ein Verlust von fast 15 Prozent; der Ausgleich läßt sich nicht erzwingen; ein „heiliges Jahr“ mit vermehrtem Touristenstrom ist nicht fällig, und die Auswanderer schicken Dollars und Pfund nur spärlich, soweit sie nicht überhaupt den Verdienst in der Fremde verloren.

Aus diesen Gründen ist Italien fast plötzlich zum System der Devisenzwangswirtschaft über-